

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 32 — Sonntag, den 8. August 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Garten Gottes zwischen den Bergen erzgebirgischer Heimat

Betrachtung zu unseren Spaziergängen durch Wald und Feld.

Ludwig Richter hat sein hübsches Bild dem Sonntagsspaziergang der Familie gewidmet und wenn wir von der Tracht der alten Zeit absehen, finden wir noch heute ein Gleiches. Vater und Mutter gehen mit ihren Kindern in diesen schönen Sommer-Sonntagen hinaus aufs Land und in den herrlich grünen Wald. Wenn wir Erzgebirgler so in besonderem Maße und mit ganzem Herzen an unseren waldreichen Fluren hängen, so hat dies, wie Studienrat Dr. Herfurth in seiner Betrachtung schreibt, seinen Grund einerseits in der abwechslungsreichen Pracht unserer kraft- und schönheitsfrohen Laub- und Nadelbäume, die beim Wandeln unter ihnen unser Gemüt tief ergreifen und unser Herz höher schlagen lassen, andererseits aber auch in der ozonreichen Luft, die diese Bäume in reicher Fülle ausatmen und uns zur Kräftigung oder Befundung unseres Körpers darbieten. Nicht zu vergessen ist aber auch die wohlthuende Ruhe des Waldes, die uns andachtsvoll stimmt und unsere im hastenden Treiben der Welt aufgepeitschten Nerven beruhigt und neubelebt. Welchem Erzgebirgler oder Erzgebirgsfreunde sollten wohl, wenn er nur einigermaßen Sinn für die Natur hat, alle diese Vorzüge unserer Erzgebirgswälder nicht bekannt und ersehnt sein? Unsere Erzge-

birgswälder bergen aber noch so manche Schönheiten in reichster Menge, an denen Tausende und Abertausende immer noch achtlos vorübergehen, darunter Schönheiten, die oft einzig der Naturforscher der speziellen Gebiete richtig erkennt, weil sie viel-

sach nur bei aufmerksamer Beobachtung uns zu Gesicht kommen, ja manche Schönheiten sich uns erst durch Lupe und Mikroskop recht erschließen. Ich denke hier an die überaus reiche Flora, die der Waldboden allorts belebt. Aber unter dieser Flora finden wir auch Schönheiten, die schon ohne weiteres jedem Waldwanderer in die Augen fallen müßten, und unter diesen ist mit in erster Linie der Pilzreichtum der Erzgebirgswälder zu nennen. Infolge der reichen Ausbeute für unsere Ernährung haben ja die Pilze sich zu Lieblingen unserer Waldgänger gemacht; und es ist gewiß wohl zu verstehen; wenn diesen pilzammelnden Naturfreunden das Herz höher schlägt, sobald beim Aufheben oder Beiseiteschieben der grünen Baumzweige plötzlich ein oder mehrere große und kräftige weißbraune oder kastanienbraune Steinpilze oder eine Reihe der ziegel- oder orangerot leuchtenden Rothhäubchen ihrem Auge sich darbieten. Wohl ist es die Schönheit des Anblicks, die im ersten Augenblicke ihr Auge angelockt und entzückt hat, aber sie sind sich



Das war ein schöner Sonntag . . .

(Ludwig-Richter-Bild.)

dessen selten recht bewußt, sie denken sofort nur an den Gewinn an leiblicher Nahrung, der sich ihnen darbietet. Darum erbeuten sie sofort ihren Fund, vernichten freilich damit auch einen Teil der Pracht des Waldes. Soweit es sich um eßbare, genußfrische Exemplare handelt, wird ihnen dieses sicher auch kein anderer Naturfreund verübeln. Wie aber, wenn es sich um überreife, innerlich von Maden teilweise oder schon vollständig zerfressene Exemplare handelt, die äußerlich ihre volle Formen und Farbenpracht noch zeigen, beim Befühlen aber jedem geübten Sammler leicht ihre Unbrauchbarkeit zum Genuße erkennen lassen? Hand ans Herz, lieber Pilzsammler! Hast du dich da nicht oft aus Verdruß verleiten lassen, den Pilz mit dem Stocke zu zerbrechen, mit dem Messer zu zerstückeln oder mit dem Fuße zu zertreten, anstatt ihn unverletzt weiter für den Wald zum Schmucke stehen zu lassen? Ging dein Aerger über die vermeintliche Unbrauchbarkeit so mancher Pilze nicht auch oft so weit, daß du alle Pilze, die dir nicht als eßbar bekannt waren oder von denen du wußtest, daß sie giftig sind, gleichfalls vernichtest? Mag es geschehen sein aus Verdruß oder auch vielleicht in der scheinbar wohlgemeinten Absicht, das für den Menschen Verderbliche zu vernichten und so andere Menschen vor Vergiftungsgefahren zu bewahren, du hast in beiden Fällen falsch gehandelt, du warst in beiden Fällen ein Vandal. Du raubtest dem Walde ohne Recht und Grund einen Teil seines Schmuckes und vermindertest dem Naturfreunde seine Freude. Ich denke hier besonders an die schönsten Pilze unserer Wälder, die roten Täublinge und vor allem an den wohl jedem bekannten Fliegenpilz. Sein herrlicher frischkarminroter, weißgetigelter Kopf, der eine wunderbare Farbenharmonie mit dem Dunkelgrün der Nadelbäume bildet, leuchtet uns schon aus weiter Ferne entgegen. Wie selten aber bekommt man noch unverletzt einen solchen Pilz in seiner vollen majestätischen Gestalt zu sehen! Verstümmelt steht er meist nur da, oder seine Teile liegen weit zerstreut umher. Ist dies wirklich nötig wegen seines berauschenden Giftes im Fleische? Zerstört man denn auch im Walde die Maiblümchen und in Parkanlagen und Gärten alle die herrlichen, herabhängenden goldgelben Blütentrauben des Goldregenstrauches oder den ganzen Strauch, weil sie ein starkes Gift enthalten? Niemandem fällt dies ein, ein jeder freut sich vielmehr an der wunderbaren Blütenpracht bez. ihrem lieblichen Dufte. Man hütet sich eben nur, sie nach der häßlichen Gewohnheit, die Blütenstengel in den Mund zu nehmen, zu verwenden, und unterrichtet die Kinder von ihrer Giftigkeit. Genügt es da bei dem Fliegenpilz und anderen schönen Giftpilzen nicht auch, wenn du andere, besonders die Kinder, sie erkennen lehrt und über die Giftigkeit sie belehrt, gleichzeitig sie aber auch auf ihre Farben- und Formenpracht aufmerksam machst und sie aufforderst, diese herrlichen Gottesgeschöpfe nicht ohne triftigen oder zwingenden Grund zu zerstören? Dasselbe gilt von den vielen anderen Pilzen, die man so oft im Walde umgestoßen findet, weil der eifrige Pilzfischer sie nicht kannte und er sie für jedermann nicht nur für wertlos, sondern für schädlich hielt. Hätte er bedacht, daß er so ein Zerstörer der Waldespracht, zum Vandalen wurde, er hätte seinen Zerstörungseifer sicher bezwungen und sich seines bisherigen gleichen Tuns geschämt. Wenn man ihm weiter aber sagen muß: siehe, die vielen von dir mit dem Fuße umgestoßenen Pilze waren nicht nur Schönheiten des Waldes, nein, sie waren zum großen Teile sogar als wohlschmeckende Speise oder Gewürz vielbegehrte Pilze, du hast damit auch wichtige Nährwerte dir und den anderen Menschen zerstört, so wird er sich um so größere Vorwürfe machen. Es wird in ihm, als einem Natur- und Waldfreunde, das ernstliche Verlangen erwachen, wenn es nicht schon längst ihn bewegte, endlich eingehende Pilzkenntnis sich zu erwerben. Folge, lieber Leser, diesem Verlangen zu deinem eigenen Nutzen und zu deiner eigenen Freude! Es ist dir, lieber Naturfreund, jetzt auch so leicht gemacht, diese Kenntnisse zu erwerben, da überall öffentliche Pilzberatungsstellen eingerichtet sind, vor allem aber, da uns dazu vorzügliche Pilzbücher zur Verfügung stehen.

Wer Kenntnis der eßbaren Pilze erlangen will, lerne zunächst Röhrenpilze und Blätterpilze unterscheiden. Bei den

Röhrenpilzen besteht das sogenannte „Futter“ unter dem Hute aus eng aneinander liegenden Röhren, in denen sich die Sporen (winzige einzellige Samen) entwickeln. Die Röhrenpilze sind mit wenigen Ausnahmen eßbar. Als ungenießbar bez. schädlich sind nur 4 Arten zu bezeichnen: der Dickfußröhrling, der Gallenröhrling, der Wolfsröhrling und der Satanspilz. Gefährlich werden sie besonders, weil sie den eßbaren Arten sehr ähnlich sind. Durch Wortbeschreibungen mit den giftigen Pilzen näher bekannt machen zu wollen, ist vergebliche Mühe. Nur an der Hand guter und farbig naturgetreu dargestellter Abbildungen, oder durch von erprobten Sachkennern geleitete Pilzlehrgänge oder Pilzausstellungen können einwandfreie Belehrungen gegeben werden. Es genügt bei den Röhrlingen nicht, sich nach der Farbe der Röhren allein richten zu wollen, ob gelb oder rot, denn es gibt ebenso gut ungenießbare mit gelben Röhren, wie eßbare mit roten. Wenn Pilzsammler mit mangelhafter Pilzkenntnis meinen, vor Vergiftungen sicher zu sein, wenn sie nur Röhrlinge sammeln, so befinden sie sich, wie das eben Dargelegte besagt, in einem gefährlichen Irrtum. Der Butterpilz ist als besonders eigentümlicher Röhrling hervorzuheben, da er, und mit ihm nur noch der häufige Goldröhrling und 6 seltene Arten, am Stiele einen Hautring (Volksmund: „Hose“) besitzt, der bei keiner anderen Röhrlingsart zu finden ist.

Unter den Blätterpilzen, die früher vom Volke fast allgemein mit ganz wenigen Ausnahmen für giftig oder schädlich gehalten wurden, kennen wir jetzt eine sehr große Zahl eßbarer und wohlschmeckender Arten. Freilich enthalten sie auch die gefährlichsten Giftpilze, besonders unter den Wulstlingen und es ist darum beim Sammeln gerade dieser Pilze die größte Vorsicht geboten. Nur ein ganz sicherer Kenner darf sie sammeln, der Unsichere lasse aber seinen Fund jedesmal in einer öffentlichen Pilzberatungsstelle untersuchen. Im Volksmunde kursieren für die Pilze viel falsche Namen, als Mehlpilz, Zigeuner, Waldchampignon, Morcheln u. a., was leider viel Verwirrung und viel Vergiftungen nach sich gezogen hat. Es ist aber unmöglich, im Umfange dieser Abhandlung Klarheit über diese Pilze zu verschaffen. Auch hier gilt das bei den Röhrlingen Gesagte und noch viel mehr: Beschaffung guter Pilzbücher, Pilzlehrgänge und Bestimmenlassen der Pilze von amtlichen Pilzberatern, nicht auf jeden sich verlassen, der sich als Pilzkenner ausgibt.

Das Suchen nach Champignons (jetzt Egerling) führt leider vielfach zu Verwechslungen mit den giftigen Wulstlingen. Bei einem aufmerksamen Sammler müßte aber diese Verwechslung eigentlich ausgeschlossen sein, da alle Wulstlinge nur reinweiße Blätter haben, während diese bei den jungen Champignons schön rosa aussehen und im Alter durch die Sporen dunkel, schokoladenbraun, werden.

An den Baumstämmen gibt es mässig und rasig wachsende Blätterpilze. Man verwechsle nicht den eßbaren Stocchwamm mit dem „Grünblättrigen Schwefelkopf“, der infolge seines sehr bitteren Geschmacks nicht genießbar ist; er wächst auch gern im Rasen an Straßengraben, aber stets büschelig. Eine eßbare, ihm sehr ähnliche Art ist der „Rauchblättrige Schwefelkopf“, der angenehmen Geschmack hat und so stark würzig wie Fleischbrühe schmeckt, daß man beim Zubereiten nichts weiter als Salz hinzuzusetzen braucht. Er wächst nur auf Nadelholzstämmen, während der gleichwürzige muskatähnlich schmeckende Stocchwamm, nur auf Laubholzstämmen seinen Standort hat. Der viel größere Hallimasch wuchert auf beiden Holzarten, leider aber auch auf lebenden Bäumen im Walde und im Garten und ist deswegen von Gartenbesitzern, weil er die Obstbäume abtötet, mit Recht gefürchtet. Roh genossen schmeckt er sehr herb, ist aber trotzdem, zubereitet, ein wohlschmeckender vielgesuchter Speisepilz. Es gibt nun auch noch Hutpilze, die anstatt der Röhren oder Blätter Poren oder Stacheln aufweisen. Sehr bekannt sind endlich, wenn auch nur allgemein, die Bauchpilze bez. Boviste. Sie entwickeln ihre Sporen im Innern, daher der Name Bauchpilze. Wir finden viele eßbare Arten unter ihnen; der bekannte Hartbovist dagegen, der Kartoffelbovist muß als giftig bezeichnet werden. Vorstehende kurze Erläuterungen können und sollen

nicht dazu angetan sein, Bilzkenntnis zu vermitteln. Sie sollen vielmehr zur Erstrebung derselben nur anregen. Die Beschaffung eines anerkannt guten Bilzwerkes ist dazu jedem Bilzfreunde zu empfehlen.

Sind wir nun aber einmal bei den Gefahren angelangt, denen wir bei unserer Wanderung durch Wald und Feld ausgesetzt sind, so wollen wir nicht versäumen, an dieser Stelle noch eine andere Betrachtung anzuschließen. Ueber die Kreuzotter, der wir ja auch in unseren Wäldern oft begegnen, schreibt Rudolf Zimmermann u. a.:

Am zahlreichsten und wohl auch in lückenlosester Verbreitung kommt in Sachsen die Kreuzotter im Vogtlande und im Erzgebirge vor. Einige Zahlen mögen von ihrer Häufigkeit hier selbst reden. Die Kreuzotter wird ihrer Giftigkeit wegen nicht nur überall gefürchtet, sondern auch ehrlich gehaßt. Und doch ist sie besser als ihr Ruf. Ihr Biß kann von tödlicher Wirkung sein, muß dies aber nicht und hat in der Tat auch nur in den allerersten Fällen einmal den Tod der gebissenen Person zur Folge. Unter den vielen Hunderten der von mir nachgeprüften Fälle konnten mir ärztlicherseits ganze — zwei Todesfälle (aus Böhmen) bestätigt werden. Kreuzotterbisse mit tödlichem Ausgange aus Sachsen habe ich nicht nachweisen können. Bereits vor der

Jahrhundertwende, wenn ich mich recht entsinne, ging der Vogtländische Anzeiger dem aus dem Vogtlande gemeldeten Kreuzotterbissen mit tödlichem Ausgange nach, konnte dabei auf 50 Jahre rückwärtsgehend keinen einzigen mit



Reizen reifen auf den Fluren der erzgebirgischen Heimat.



Wassertrofen erblühen auf den Teichen im erzgebirgischen Hochmoor.

Sicherheit nachweisen: 1905 schreibt dann Köhler-Zwönitz, „daß von den zahlreichen der aus dem Erzgebirge von ihm kontrollierten Fälle der letzten 50 Jahre kein einziger mit tödlichem Ausgange bekannt geworden ist“ und daß auch die von ihm während eines Zeitraumes von 18 Jahren erfolgte Nachprüfung der Fälle außerhalb Sachsens keinen anderen Erfolg ergab. Mir persönlich ist es ja ganz ähnlich ergangen.

Die von Köhler untersuchten Bißfälle waren durchweg, sofern ihnen überhaupt eine wahre Tatsache zugrunde lag, leichter Natur und die gebissenen Personen in der Regel schon am dritten Tage wieder wohl auf. Ähnlich sind auch mir die Folgen vorgekommener Bisse gemeldet worden, nur einige wenige zeigten einen etwas langwierigen Verlauf. Jedenfalls aber geht aus diesen Untersuchungen die Tatsächlichkeit meiner Behauptung, daß unsere Schlange besser als ihr Ruf ist, unzweifelhaft hervor. — Die Kreuzotter, die ich ja so oft

in größerer Anzahl für Beobachtungszwecke gefangen gehalten und noch häufiger im Freien beobachtet habe, bekundet auch gar keine so großen Bißneigungen und macht von der Waffe, die sie in ihren beiden Giftzähnen besitzt, nur im Falle der Notwehr Gebrauch, etwa, wenn sie sich dadurch, daß man unversehens in ihre Nähe kommt, sie wohl gar (wie beim Pilze- oder

Beeren sammeln, beim Blumenpflücken usw.) berührt oder auf sie tritt, angegriffen glaubt und in ihrer Sicherheit bedroht fühlt. Normalerweise geht sie dem Menschen aus dem Wege.

Ann-Christin

liebt nur
einmal

Roman
von
Susi
Teubner

(26. Fortsetzung.)

Ann-Christin hätte diesem einen Wort am liebsten eine ganze Koppel Hunde nachgeheult, aber das Wort war längst tief, tief in Robert Walter eingedrungen.

„Darf ich um Verzeihung bitten?“

Ein erschreckendes Herzweh war zwischen ihnen.

„Und darf ich jetzt gehen?“

Schweigend ergriff er die Hauschlüssel, die er vorhin eilig auf den Schreibtisch geworfen hatte. Ann-Christins Hirn aber dachte: es ist doch eigenartig, daß im täglichen Leben die Leidenschaften des Herzens ebenso theatralisch ausgetragen werden, wie man sich bemüht, sie im Theater möglichst einfach darzustellen.

Ganz elend war die Ann-Christin damit gescheitert, ihre große, ihre einmalige Liebe zu Ernesto zu betäuben. Sie litt nur noch mehr. Es war ein Glück für sie, daß sie sich den Kopf zergrübeln konnte, wie sie Bob Walter diese Kränkung vergessen machen könne.

Es vergingen ein, zwei, drei Tage — keiner ließ etwas von sich hören. Natürlich

nicht. Ann-Christin begriff das durchaus. Ernesto hatte gesagt, er hätte in den nächsten Tagen alles Mögliche zu erledigen, und Bob Walter — der, der konnte ja gar nicht mehr von sich aus anrufen. Da setzte die Frau sich hin und schrieb einen kurzen Brief:

„Sieh mal Bob, es war nicht schön von mir, daß ich ausgerechnet Dich aussuchte, um einen bitteren, bitteren Schmerz zu betäuben. Ich will keine Phrasen dreschen. Ich bitt' Dich nur, verzeih mir. Deine Ann-Christin von Dedden.“

Es vergingen noch einmal zwei Tage, dann rief Robert Walter wieder an:

„Bob?“

„Ja?“ es war ein gequälter Ton in seiner Stimme erkennbar.

„Du bist ein lieber Bob und — wollen wir morgen mal wieder einen kleinen sonntäglichen Waldspaziergang machen? Wenn schönes Wetter ist?“

„Doch, können wir machen.“

„Hoffst Du mich dann um 12 Uhr ab?“

„Ja.“

Das einzige, was die Beiden noch von dem verfloßene

Abend sprachen, war die Frage Robert Walters: „Wird es Dir nicht einmal leid tun, daß wir uns jetzt duzen?“

Da blieb Ann-Christin stehen. Ihre Augen standen voll Tränen. Sie reichte ihm die rechte Hand. Er griff fest zu, und es war ein sehr guter Händedruck zwischen den Beiden. Dann hob sich Ann-Christin auf die Fehenspitzen, sie mußte sich sehr hoch recken — er kam ihr ein wenig entgegen, und sie gaben sich Beide einen lieben, einen herzlichen Kuß.

„Damit Du weißt, daß es mir auch nicht leid tut, Dir einen Kuß zu geben.“

Walter überfärbte sich ein wenig. Sekundenlang blieb er mit festgeklammernten Lippen still. Dann sagte er sehr kräftig: „Ich will Dir Dein Leben lang ein guter Freund sein, Ann-Christin.“

„Das sollst Du, Lieber“ und sie streichelte mit ihren weichen, schlanken Fingern seine Wange.

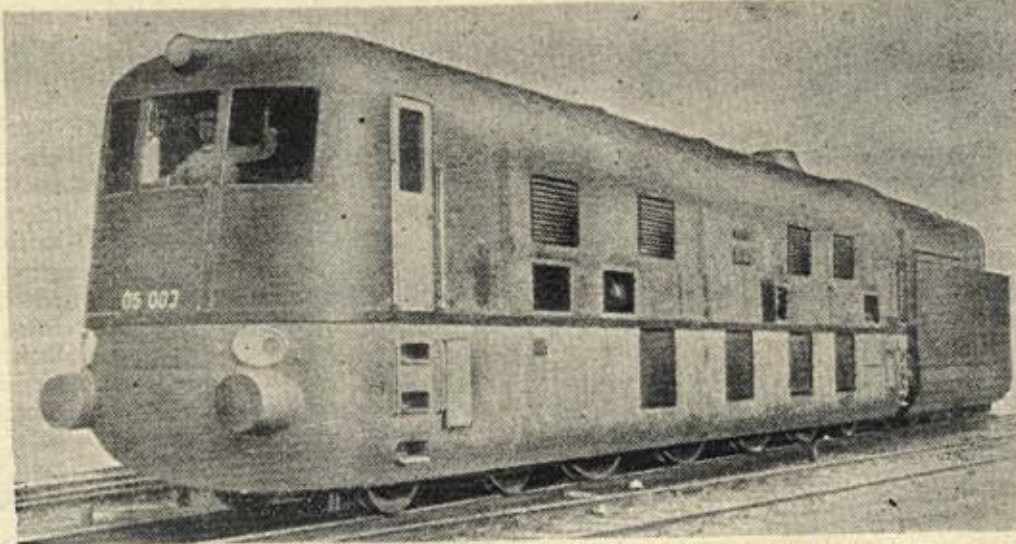
Als sie dann miteinander weitergingen, sagte Robert Walter: „Ich überlege schon die ganze Zeit, ob ich es Dir sagen soll oder ob Du Dich beunruhigst. Das möchte ich natürlich keinesfalls,

aber vielleicht ist es doch besser, Du weißt Bescheid.“

Er wartete einen Augenblick, bis er weitersprach und Ann-Christin wagte nicht zu fragen, was es sein mochte, das er ihr sagen wollte. Ihr war gerade so zu Mute, wie wenn sie einen Brief bekam, von dem sie wußte: da kann nur Gleichgültiges oder Unerfreuliches drinstecken. Dann legte sie solchen Wisch gern noch einmal weg, bis sie ihn schließlich ein, zwei Tage später doch aufmachen mußte. So hätte sie jetzt dem Freunde Bob gern gesagt: Ach, mußt Du mir das gleich erzählen? Wart doch lieber noch ein bißel damit! Aber sie sagte nichts und so fuhr er fort: „Ja, nämlich — es ist da wieder ein Einbruch gewesen in einer Privatvilla in Dahlem. Nichts wurde ruiniert. Wenn die Leute nicht zufällig etwas aus dem Silberschrank gebraucht hätten, wäre vielleicht noch lange nicht gemerkt worden, daß er leer war. Man war offensichtlich genau über die Wohnung orientiert — ich habe das Gefühl, als hätte unser alter Freund Karthaus die Hand im Spiele.“

Die Frau warf einen kurzen Seitenblick auf ihren Begleiter, dann guckte sie wieder gerade aus. Der Waldboden knisterte unter ihren Füßen.

„Er war ja lange genug verschwunden.“



Neue Stromlinienlokomotive für die Reichsbahn. Zur hundertjährigen Gedächtnisfeier, die die Dornier-Werke am 22. Juli begehen konnten, ist jetzt die erste stromlinienverkleidete Schnellzugslokomotive, die mit Kohlenstaub betrieben wird, fertiggestellt worden. Diese erste Kohlenstaub-Stromlinienlokomotive der Welt ergibt gegenüber den Regellokomotiven eine Brennstoffersparnis von 15,2 Prozent. Die Lokomotive, die eine Geschwindigkeit von 175 Stundenkilometer erreicht, besteht aus 66 000 Einzelteilen. 125 Tonnen Eisen müssen eingebaut werden und 900 Tonnen Kohle wurden für die Verarbeitung des Materials verbraucht. Eine wesentliche Neuerung ist es noch, daß sich der Führerstand vorn befindet. Das Bedienungspersonal hat also einen ungehinderten Blick über die Strecke.

(Weltbild, Zander & K.)

„Eben ja, und er hat früher dort in dem Hause verkehrt.“
Walter schwieg wieder.

„Ja und nun meinst Du, er wird mich auch wieder aufsuchen?“

„Darauf bin ich mir halt noch nicht klar.“

„Na also, dann heißt's mal wieder abwarten.“

Lore Buchhöfers Wunsch war überraschend schnell in Erfüllung gegangen. Innerhalb von sechs Tagen ging ein Transport nach Ostpreußen, ein junges Mädchen war wegen Krankheit plötzlich ausgefallen, Lore durfte einspringen und stand nun strahlend auf dem Bahnhof, um in den Arbeitsdienst zu fahren. Ernst von Decken stand daneben, aber durchaus nicht strahlend.

„Nun sei man nicht so traurig.“

„Ich werde Dir schreiben.“

„Das ist ja kolossal leutselig.“

„Du bist albern.“ Lore ärgerte sich. Daß der Ernst selbst auf dem Bahnhof, außerdem in dem Augenblick, wo sie sich zum ersten Male für längere Zeit trennten, nicht der gute Kamerad sein kann, wie sie es von einem Manne verlangt! Lore ärgerte sich wirklich, und es hebt nicht gerade ihre Stimmung, als Ernst jetzt sagt:

„Und wenn Du aus dem Arbeitsdienst zurück bist, mach' ich Dich doch mit Ann-Christin bekannt. Ihr werdet bestimmt gute Freundinnen werden.“

Zwei Quersalten erscheinen zwischen ihren Augenbrauen. „Woher weißt Du?“

Da wird er verlegen. „Ach, ich hab' neulich mit ihr telefoniert und — — —“

„Sooo.“

„Und sie sagte, daß sie sich auf Dich freut.“

„Warum mußt Du denn überhaupt mit ihr telefonieren. Ich hab' Dir doch gesagt, ich hab' nichts mit Deiner ersten Frau im Sinn, und Du sollst auch nicht.“ Sie stampfte sogar leicht mit dem Fuß dabei auf.

„Sei doch vernünftig, Lorekind. Ich bin doch in aller Freundschaft mit ihr auseinandergegangen. Da war es doch selbstverständlich, daß ich mich wieder nach ihrem Befinden erkundigen mußte.“

„Das finde ich gar nicht selbstverständlich, sondern sogar höchst merkwürdig.“ Sie war im Begriff, ihm den Rücken zu drehen.

Ernst von Decken dachte: Gott sei Dank, daß ich ihr nicht gesagt habe, daß Ann-Christin und ich uns schon mal getroffen haben. Dann lächelte er in sich hinein: Lore ist doch noch sehr jung. Er faßte mit beiden Händen nach ihren Schultern, drehte sie sich wieder zu, beugte sich zu ihr herunter und gab ihr einen herzlichen Kuß: „Also sei wieder gut, Mädchen, wenn Du wirklich nicht willst, seh' ich die Ann-Christin nicht.“

„Ich glaub' Dir jetzt nicht mehr.“

Die Stimme des Bahnbeamten schallte den Zug entlang. „Alles einsteigen!“

Lore reichte Ernst die Hand. „Ich werd' mir das mal Alles überlegen.“ Er wollte ihr noch einen Kuß geben. Sie wehrte ihn vorsichtig und unauffällig, aber energisch ab. „Du hast mir schon einen Abschiedskuß gegeben. Der Bart ist ab“, lachte sie und stieg eilig ein.

Alle anderen Türen waren bereits zugeknallt, es war höchste Zeit, der Zug fuhr an. Ernst blieb stehen, er liebte es nicht, neben einem fahrenden Zug herzulaufen. Er zog sein kleines Kavaliertaschentüchlein und winkte. Lore feste, kleine, braune Hand winkte zurück.

Eine Woche war vergangen, da kam die erste Nachricht vor. Lore. Es war ein ziemlich dicker Brief mit ihrer steilen energiegelichen Handschrift. Da stand erst vieles, Lustiges und Ernstes, vom Arbeitsdienst zu lesen. . . . Weißt Du, wenn ich so meine Piese melke — das ist verflucht schwer übrigens —, dann muß ich manchmal an meine Frau Lisa in Rio denken. Entsetze Dich nicht über den Vergleich, ich bin ja nun mal pietätlos. Ich meine auch gar nicht den Unterschied zwischen der Kuh Piese und der Dame Lisa, ich meine überhaupt den Unterschied von vor drei

Monaten und jetzt. Manchmal hebe ich meine Stupsnase und schnupp're ordentlich diese harte, frische ostpreussische Luft ein, pumpe mich damit voll und fühle mich wie neugeboren. Da in Südamerika wurde man doch richtig matt von dieser feuchten Wärme, wurde ein anderer Mensch, einer, dem tatsächlich alle Begriffe in dieser lauen tropischen Atmosphäre durcheinandergingen. Hier — ja, also hier hab' ich mir nun mal Alles durch den Kopf gehen lassen, man erlebt hier soviel Menschen, soviel verschiedene junge Menschen, und dabei ist mir klar geworden — in jede Menschenseele ist eine andere Farbe, eine andere Tonart des Lebens hineingeboren worden und das selbe Leben, das dem Einen die Erfüllung grauer Pflichtlektion ist, ist für den Anderen ein Lustgarten voll fröhlichen Gelächters, dem Dritten eine große geistige Aufgabe, dem Vierten ein schmerzreiches Krankenhaus. Dem Leben und dem Tode kann Keiner ausweichen. Jedem ist Glück und Unglück, Schmerz und Lust eingeboren, aber Jedem in irgendeiner anderen Färbung. Jeder hat darum eine andere Art zu schauen und Jeder eine andere Weise zu

leben. Und — also Ernst, der langen Rede kurzer Sinn. Wir Beide sind aus verschiedenen Welten: für Dich ist sie bilderreich, farbig, wechselvoll, für mich — ja, für mich eben anders. In jedem Erdteil, in der Fremde, da sind wir uns begegnet, da konnten wir auch zueinanderstreben kraft unserer gemeinsamen Rasse und Heimatsehnsucht, hier, im engen Raum, stoßen sich halt die Gegensätze. *Capez-vous?* das Lorekind.“

Von Decken war kein Freund davon, Briefe zu schreiben. Er ging also auf ein Postamt und telegraphierte: „Ich habe nicht kapiert. Immer Dein Ernst.“

Lore Buchhöfer mußte lachen, aber irre wurde sie nicht in dem, was sie wollte. Das heißt darin, daß sie meinte, Ernst von Decken sei nicht der richtige Mann für sie. Aber es gab viel zu tun. Morgens um vier Uhr mußten die Mädchen heraus aus den Betten, um neun Uhr abends fielen sie wieder hinein. Dazwischen war harte Arbeit, aber eine Arbeit, bei der man ein frohes Gesicht haben konnte, eine Arbeit, die mutig und stark machte fürs Leben. Als die Lore fünf Tage später, an einem Sonntag, Zeit für sich selbst fand, schrieb sie einen zweiten Brief an den Ernst in Berlin.

„Du willst nicht kapieren“, schrieb sie ihm —, „dann muß ich es Dir deutlicher sagen. Wir zwei Beide wollen uns trennen.“

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kießlich M

Lore reichte Ernst die Hand:
„Ich werd' mir das mal alles überlegen.“

Der Pöhlberg ohne Turm / Wie er vor 40 Jahren noch aussah

Unser Bild auf der 7. Seite vorlieg. Nr. stammt aus der Zeit, zu der sich der Pöhlberg noch ohne Turm präsentierte. Heute können wir uns das gar nicht mehr vorstellen. Wir sind es gewohnt, daß all unsere Berge gekrönt sind mit einem Turm, daß auf ihrer Höhe ein gastliches Berg-
haus steht, in dem wir nach beschwerlichem Aufstieg uns ausruhen und erholen können. Das war zu alter Zeit bei weitem nicht der Fall. Man muß sich von den alten Erzgebirglern erzählen lassen, wie schwierig es war, damals die erzgebirgischen Berge zu erklettern. Wer zum Beispiel den Fichtelberg besteigen wollte, der holte sich unten in Oberwiesenthal beim Ratshauswirt Keller den Schlüssel ab und fand dann nach steilem steinigem Aufstieg hoch oben auf dem höchsten Berg Sachsens eine alte Hütte, in der er seinen eigenen Proviant auspackte und sich ein wenig ausruhen konnte. Man kann sich vorstellen, wie ungefähr es auf den anderen Bergen unserer Heimat ausgesehen hat und wie eben auch der Pöhlberg weder Unterkunftshaus noch einen Turm besaß. Erst Anfang der 1890er Jahre dachte man daran, auch den Pöhlberg dem Verkehr zugänglicher zu machen und der Erzgebirgsverein kam mit den Bürgern der alten Stadt von St. Annen zusammen, um den Plan eingehend zu beraten. 1894 wurde ein Ausschuß zusammengesetzt, der das Ziel der Errichtung eines Turmes verfolgte. Im Jahre 1896 erfolgte während des 400jährigen Stadtjubiläums in Annaberg im Beisein der städtischen Kollegien dann wirklich auch die Grundsteinlegung zum Pöhlbergturm. Das geschah unter Baumeister Louis Bretschneider. Am 12. Juli 1897 fand darauf unter großen Feierlichkeiten die Weihe und Eröffnung der Bastiätte und des Turmes statt. Es ist also jetzt gerade 40 Jahre her, daß man den feierlichen Akt der Weihe vollzog und wer immer auf dem Pöhlberg weilt, wird vielleicht auch einmal das Bild betrachten und die Verse studiert haben, die da von der Schlüsselübergabe sprechen und die eben die Geschichte der Werden eines Turmes und einer Gaststätte auf dem Pöhlberg festhalten. 40 Jahre sind in der Entwicklung einer Stadt gewiß eine nicht allzu große Zeit, aber man kann gerade hier ermessen, wie doch in diesem verhältnismäßig nicht allzu großen Zeitabschnitt sich der Verkehr entwickelt hat. Wie bequem ist es uns heute gemacht, den Pöhlberg und auch die übrigen Berge unserer Heimat zu besteigen oder zu befahren. Große breite und schöne Straßen führen bis zu den Gipfeln und was früher mühselig in langen Wanderungen als schönstes Ziel einer beschwerlichen Bergsteigerarbeit nur erreicht werden konnte, bietet sich heute im raschen Tempo der

neuen Zeit mittels Autobus oder Privatwagen, wenn man es eben doch nicht aus wohlweislicher Ueberlegung mit Rücksicht auf seine Gesundheit vorzieht, zu wandern und zu klettern, wozu sich auch heute noch für den, der es sucht, Gelegenheit bietet.



Albert-Flämig-Denkmal am Pöhlberg.



Ernst Koch,
erster Förderer der
Pöhlberganlagen,
verdient an dieser
Stelle besonders
erwähnt zu werden.
Der Ehrenbürger und
einmalig stellvertre-
tende Bürgermeister
der Pöhlbergstadt,
Ernst Koch, war
in eifriger Förderer
des Pöhlberges.

Es ist auch in dieser Beziehung für alle Möglichkeiten gesorgt. Wer den Gipfel nicht erklettern will, der wählt den einzigen schönen Pöhlberggrundgang, der übrigens aber schon vorhanden gewesen sein muß, als noch kein Turm und kein Berghaus den Pöhlberg zierten. Das beweist eine Abhandlung aus dem Jahre 1889, in der wir u. a. lesen:

Im Osten von Annaberg erhebt sich der Pöhlberg, mit seiner Längenausdehnung genau von Süd nach Nord gerichtet, über 80 Meter steil aus der allmählich ansteigenden Hochebene. Der Gipfel des Berges ist bepflanzt, doch bietet der Rundgang um denselben nach allen Richtungen hin vortreffliche Aussichtspunkte, zum Teil malerischer und besser als eine Rundschau sie gewähren könnte. Am Nordende des Berges sind Basaltsäulen (die sog. Butterfässer) bemerkenswert. Der Basalt des Pöhlberges ist schwarzgrau, die Mehrzahl der Säulen 6 bis 10 Meter lang, einzelne 1 bis 1 1/4 Meter stark. Die Aussicht vom Pöhlberge rühmt schon Schumann. Man sieht Scheibenberg, Buchholz (besonders schön), Annaberg, Geyer, Augustsburg, Wolfenstein, Frauenstein und Sanda."

Es ist überhaupt interessant, den alten Schreibern etwas in die Akten zu schauen und erst kürzlich wurde ein Artikel veröffentlicht mit der Ueberschrift:

Was man 1717 über Sachsens Berge schrieb.

Darin heißt es u. a. wörtlich: Der Sachse ist überall als wander- und reiselustig bekannt; aber auch das Heimatwandern hat in Sachsen schon von altersher eine gute Pflegestätte gefunden. Die Begründung hierfür liegt nahe; es ist die vielfältige Schönheit unserer sächsischen Heimatlandschaft, die ihre Landesfinder so wandersfroh erzog. Darauf wiederum ist zurückzuführen, daß aus Sachsen wohl die ersten Anfänge einer aus Heimatliebe geborenen Wanderliteratur stammen. So erschien im Jahr 1717 ein von dem Magister Christian Gerber herausgegebenes Büchlein „Die unerkannten Wohlthaten Gottes im Chur-Fürstenthum Sachsen“, womit der Verfasser das sächsische Felsengebirge meinte, das man später weniger geschmackvoll die „Sächsische Schweiz“ nannte. Der Magister Gerber amtierte von 1690 bis 1713 als Pfarrer in Lockwitz bei Dresden. Von ihm ist besonders bekannt, daß er, obwohl er ein schlichter, braver Mann war, sich zeitlebens in Geldnöten befand, was ihn nicht hinderte, seine schöne Heimat plan-

ersten Anfänge einer aus Heimatliebe geborenen Wanderliteratur stammen. So erschien im Jahr 1717 ein von dem Magister Christian Gerber herausgegebenes Büchlein „Die unerkannten Wohlthaten Gottes im Chur-Fürstenthum Sachsen“, womit der Verfasser das sächsische Felsengebirge meinte, das man später weniger geschmackvoll die „Sächsische Schweiz“ nannte. Der Magister Gerber amtierte von 1690 bis 1713 als Pfarrer in Lockwitz bei Dresden. Von ihm ist besonders bekannt, daß er, obwohl er ein schlichter, braver Mann war, sich zeitlebens in Geldnöten befand, was ihn nicht hinderte, seine schöne Heimat plan-

mäßig zu durchwandern und deren Schönheiten laut zu rühmen und streitbar zu verkünden. Ergötzlich sind seine Schilderungen der Schwierigkeiten und Fährnisse, die er auf seinen Wanderungen zu überwinden hatte; und erfrischend mutet die Sprache an, in der er sich für seine Heimat einsetzte. Was er damals — vor 220 Jahren — über unser sächsisches Felsengebirge schrieb, das muß auch heute gelten:

„Ein Niederländer, Holl- und Engelländer, der dergleichen in seinem Vaterland nie gesehen, würde sich sehr verwundern, wenn er diese Wunder der Natur zu betrachten dahin käme. Es

ebendergleichen und noch viel merkwürdigere Dinge und Wunder gesehen“, das Ferienende verschönen, denn es winkt ja wieder die schöne Heimat!

So mag es auch der weitgereiste Schönheits- und kunstsinige Freund und Förderer Richard Wagners, der Herr von Quandt, empfunden haben, als er von einer Spanienreise nach Dittersbach zurückkehrte. Auf dem höchsten Punkt der vom Rossendorfer Schänkhübel nach Rossendorf führenden Straße, dort, wo sich dem Blick ein großer Teil gesegneten schönen Sachsenlandes erschließt, wo der Weg in die stille „Harthe“ abzweigt, steht noch



Der wenig bewaldete Berg aus dem Zeitalter Ludwig Richters.

sollten auch billig die großen Herren, die ihre Söhne nach Frankreich und Italien schickten, vorher dieselben in Sachsen umherreisen lassen, damit sie doch auch die Beschaffenheit ihres Vaterlandes wüßten, und in fremden Ländern nicht Maul und Nase aufsperrten müßten, wenn sie etwann einen hohen Berg oder einen Felsen sehen, und daß sie denen Ausländern sagen könnten, sie hätten schon in ihrem Vaterland ebendergleichen und noch viel merkwürdigere Dinge und Naturwunder gesehen.“

Diese Wahrheit und Weisheit eines schlichten Heimatpredigers, der aus der Armut seines Lebens den Reichtum der Schönheit seiner Heimat empfand, wollen wir allen den Glücklichen mit auf ihren Reiseweg geben, die jetzt in der Ferienzeit hinausziehen können in die weite Ferne. Möchten sie alle die fremde Welt mit den klaren Augen des alten Lockwitzer Magisters sehen! Einem Sachsen, der seine Heimat kennt, kann es wirklich nicht schwer fallen, draußen in der schönen Fremde auch rühmend von seiner Heimat zu sprechen!

Die ihre Heimat kennen, werden dies auch gern tun. Wenn sie ihre Ferienwochen richtig dazu ausgenutzt haben, die Naturschönheiten fremder Gegenden offenen Auges und Herzens in sich aufzunehmen, dann wird ihnen das Erinnern an ihre sächsische Heimat und die Gewißheit, „sie hätten schon in ihrem Vaterland

heute die alte Steinbank, in deren Rückwand er vor hundert Jahren einmeißeln ließ:

„Wohl dem Wanderer,
der sich auf seine Heimat freut!“

Vom sagenreichen Pöhlberg

Zwerge am Pöhlberge bei Annaberg.

Die Sage erzählt, es hätten in der Gegend bei dem Pöhlberge, ehe die Stadt Annaberg erbaut gewesen, kleine Leutelein, einer Ellen lang, gewohnet.

Der Wunderbrunnen auf dem Pöhlberge bei Annaberg.

Es wird erzählt, auf dem Pöhlberge solle ein Wunderbrunnen sein, den aber nicht jedermann finden und sehen könne, der bald da wäre, bald aber wieder verschwinde, und säße eine Jungfer dabei.

(Dr. Ewald Dietrich führt in den romantischen Sagen des Erzgebirges I. Bd. Nr. 1 die letztere Sage unter der Ueberschrift: „Die Jungfrau des Bielberges“ noch weiter aus. Diese novellistische Bearbeitung trägt aber ganz unverkennbar das Gepräge des Selbsterfundenen und Gemachten, so daß Anstand genommen wurde, sie hier, wenn auch nur in gekürzter Form, wiederzugeben, obschon dies Größe in seinem Sagenschatze getan hat.)

Alt-Oberwiesenthal

Vor 10 Jahren Heimatfest am Fichtelberg.

Vom 13. bis 15. August 1927 beging die Stadt Oberwiesenthal ihr Heimatfest. 400 Jahre Oberwiesenthal — wer kennt es wieder dieses alte Wiesenthal, von dem wir heute aus unserem Archiv einige Abbildungen bringen. Es waren vor 10 Jahren große und erhebende Tage, in denen man der Geschichte und der Entwicklung der Stadt am Fichtelberghang gedachte. Oberwiesenthal bleibt neben den vielen Vorzügen, die es als Kur- und Wintersportplatz genießt, zugleich doch auch die Wiege erzgebirgischer Heimatkunst. Davon spricht zu uns das Bild des Altmeisters Karl Hertelt, der die ersten Weihnachtskrippen geschnitzt und den Ruf der erzgebirgischen Schnitzkunst in alle Welt getragen hat. Vor seinem Tode übergab er der Stadt die Vereinskrippe, die Herr Pfarrer Böhme in Obhut nahm, dessen Bild wir ebenfalls veröffentlichen. Interessant sind vor allem aber auch die Ansichten aus der Stadt. Unser Bild zeigt das alte Rathaus, dessen Anblick bei den alten Oberwiesenthalern

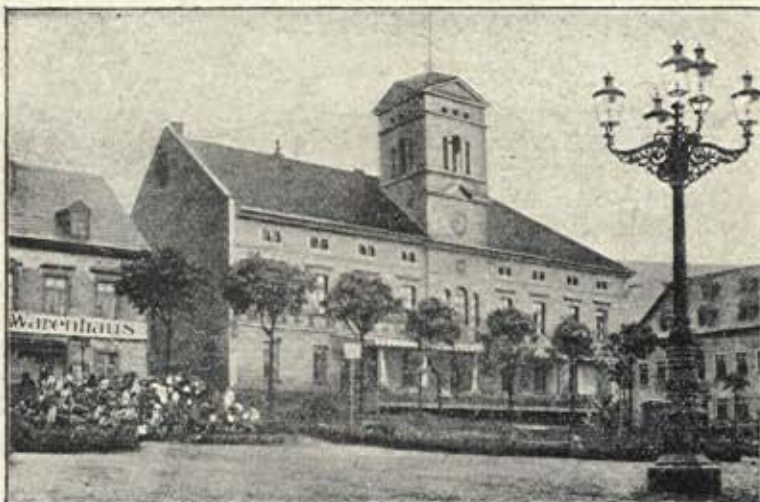


Schnitzmeister Karl Hertelt.

manche Erinnerung auslösen wird. Dabei gedenken wir des Schicksals des damaligen Ratskellerwirtes Keller. Zum Schluß wird noch die Aufnahme der alten Stadt aus dem Jahre 1840 das Interesse unserer Leserschaft finden.



Oberwiesenthal um 1840.



Das alte Rathaus von Oberwiesenthal.



Pfarrer Böhme.